

Laudatio auf Walter Höllerer

– Rede zur Verleihung des *Horst-Bienek-Preises für Lyrik* 1993. –

Wie wir uns kennenlernten, Walter Höllerer und ich, läßt sich bereits nachlesen in einem Buch: *Literarische Führungen durch Heidelberg* von Michael Buselmeier, 1991 erschienen im *Wunderhorn-Verlag*. Auf Seite 111 heißt es:

Im Dachgeschoß des Hauses (Graumbergweg 5) wohnte 1952 der Literaturwissenschaftler und Schriftsteller Walter Höllerer... Der Student Hans Bender, der damals in Heidelberg die Zeitschrift Konturen herausgab, fuhr mit seiner Lambretta auf den Schloßberg und besuchte ihn unangemeldet; man sprach über Gedichte.

Ich erlaube mir, die lakonische Beschreibung zu ergänzen und mit meiner Erinnerung zu beleben. Ich wollte diesen Walter Höllerer um Gedichte bitten für meine *Konturen*. Ich hatte ein paar Tage vorher im Schaufenster der Buchhandlung *Koester* – in der langen Hauptstraße von Heidelberg – seinen Gedichtband gesehen, gekauft und gelesen, und Herr Koester hatte mir sogar des Autors Adresse mitgeben können.

Ich trat also ein in die Dachwohnung Graumbergweg 5, unangemeldet. Aber auch Walter Höllerer hatte mich schon entdeckt. Auf dem Schreibtisch lag das Heft 3 meiner *Konturen* aufgeschlagen: zwei Gedichte von Wolfgang Cordan. Ich sah, Walter Höllerer hatte sie nicht nur gelesen, er hatte ihre Zeilen oder Wörter, wohl weil sie ihm zu glatt und schön erschienen, mit Korrekturen bekritzelt. Ich war verwundert über diesen ungewohnten Umgang mit gedruckten Gedichten! Gedichte, kann ich sagen, haben uns zusammengeführt. Ja, es hat einen weit zurückliegenden Grund, warum die Juroren des *Horst-Bienek-Preises für Lyrik* mich als Laudator bestimmt haben. Eine Laudatio auf den Lyriker Walter Höllerer also, wobei es gar nicht leicht sein wird, allein auf dieser begrenzten Betrachtung zu verharren. Es gab die *Akzente*, unsere Mitherausgeberschaft von 1954 bis 1967. Es gab Briefe, Gespräche, Sitzungen, Reisen und Flüge hin und her zwischen Heidelberg und Frankfurt, Köln und Berlin. Und es gibt unsere Freundschaft, die über vier Jahrzehnte andauert.

Der andere Gast war der Titel jenes Gedichtbandes, 1952 erschienen im *Carl Hanser Verlag*, unter dem Lektorat von Herbert G. Göpfert. Walter Höllerers und meine Vita glichen sich in ihren Stationen: abgebrochenes Studium, Kaserne und Front, dann die Entlassung in jene Jahre, die man „Nachkrieg“ nennt. Wie ich Rußland, hatte Walter Höllerer Italien erlebt. So wie viele der Gedichte im ersten Band Italien aufriefen. Italien in seiner Gegenwart und Vergangenheit:

*Die vielen ungleichen Dolche, die Gedanken
Hohenstaufen und Berber. Doch Priesterinnen,
Weißgewandet, Siculer,
Biigsame, Blumen im Haar,
Dort bei den Schwänen.*

Dazwischen ein Gedicht mit der Überschrift: „Der lag besonders mühelos am Rand“. Wer? Ein toter Soldat, am Rand der Straße, der die Kolonnen stört. Kein gefallener Held. Seine Hand hat „wie ein Schwert, / Den hartgefrorenen Pferdemit gefaßt“:

Wir trugen ihn da weg und in den Schnee

Nicht allein das ungewohnte, realistisch-rohe Bild verursachte die Wirkung dieses Gedichts; ebenso die Sprache. So wollten wir, die eben zu schreiben begannen, uns absetzen; für Lyrik und Prosa eine Sprache finden, die unserer veränderten Selektion und Aussage gemäß war. Wie Wolfgang Weyrauch sie, allzu vage, als „Kahlschlag“ postuliert hatte.

Georg Britting verdient, genannt zu werden. Er hatte an der Entstehung und Veröffentlichung von Walter Höllers erstem Gedichtband im Hintergrund mitgewirkt. Britting, erinnert sich Höllers später, habe „sehr viel Strenges gesagt“. Altgriechische „Odenverse“ mit ihrem „Rhythmus gegen Kolonnenschritte“ dienten dem jungen Lyriker als Vorbild, aber auch als „Rettung aus Bedrängnissen“; als „Versuche der Selbstfindung“. Auch davon sprachen jene ersten Gedichte. Nicht alle hatten Geschehnisse des Krieges in Italien angeregt, auch Erlebnisse der Kindheit und Jugend und Landschaft, wie die heimatliche Region, die oberpfälzische, sie vorgegeben hatte. Keine heile Welt war beschworen. Verwundungen, Bedrohungen, Zweifel beunruhigten den *Anderen Gast*; Fragen der Existenz, Fragen nach Form und Sprache:

*Ist Genüge? Gesagtes
Sondert sich ab vom Sein,
Und ein Wort, ein endlich gewagtes,
Läßt uns um Mittag allein...*

In den nächsten Jahren folgte kein zweiter Gedichtband. Einzelne Gedichte erschienen in den *Akzenten* und fielen schon ihrer Graphik wegen auf: „Gaspard“, „Ruft Seppia, kauft den Tintenfisch“, „Vogel Rock – Die Geier schlafen“ und jene ersten Gedichte, die Höllers aus New York und Boston mitgebracht hatte: „Treppenzeit“, „Begrüßung von neuen Freunden“, „Chorus aus der Alten Welt“. Vorher war Walter Höllers sichtbar geworden als einer, der sich mit den Gedichten anderer befaßt: als Herausgeber der Anthologie *Transit*. Eine Bestandsaufnahme deutschsprachiger Gedichte nach dem Expressionismus, Dadaismus, Surrealismus. Gedichte „im Wechselspiel der Antinomien“: „Gedichtgestalten“, die „nicht sich äußern in Inhaltsmotiven, sondern nach ihren Baugesetzen zusammengehören“; „Gedichtlandschaften, die unser Selbst wiedergeben, wie es sich in solchen entblößten und versteckten Momenten aus der Uniformität dessen drängt, der sich Zeitgenosse nennt“. Meist strengen Herausgeber von Anthologien sich an, in ihren Vor- oder Nachworten ihre Objektivität zu begründen. Höllers dagegen bekennt seine subjektive Wahl. Er verneint, er bejaht. Er macht Vorschläge. Seine *Transit*-Auswahl sollte „Wachheit“ wecken; den Blick schärfen „auf die noch nicht definierte Wirklichkeit“.

„Das Ungelegenheitsgedicht / Lyrik heute“, eine von Walter Höllers angeführte, in den *Akzenten* gedruckte Diskussion, dann seine „Thesen zum langen Gedicht“ befürworteten die Progression der Lyrik, auch des gesellschaftskritischen und politischen Gedichts.

Wer ein langes Gedicht schreibt, schafft sich die Perspektive, die Welt freizügiger zu sehen, opponiert gegen vorgefundene Festgelegtheit und Kurzatmigkeit. Die Republik wird erkennbar, die sich befreit.

Eine der sechzehn Thesen lautet so. Eine andere:

Alle Feierlichkeit weglassen. Einen Teil der theoretischen Tätigkeit in die Praxis hineinnehmen. Die Auffächerung so weit wie möglich.

1965 edierte Walter Höllers als *Rowohlt-Taschenbuch Theorie der modernen Lyrik*. 60 Texte, vom 18. bis zum 20. Jahrhundert, von Coleridge bis Dylan Thomas. Die „Anziehungskraft zwischen Poesie und

kritischer Theorie“ war zu beweisen, verschränkt mit der Aufforderung, „das Gesagte und Gedachte, das lange vorlag, zur Kenntnis zu nehmen zum Nutzen gegenwärtigen Schreibens“. Die Sammlung unterlegte dem introspektiv-kritischen Trend jener Zeit – *Probleme der Lyrik, Mein Gedicht ist mein Messer, Wozu Lyrik heute?* – das Fundament. 1961 war Walter Höllerer in der *Bayerischen Akademie der Schönen Künste* in der Vortragsreihe *Wie entsteht ein Gedicht?* aufgetreten, neben Wilhelm Lehmann, Hans Magnus Enzensberger, Franz Tumlner, Rudolf Alexander Schröder. Er sprach über sein langes Gedicht „Ich sah ich hörte“. Er äußerte seine Skepsis am gestellten Thema: an der „Doktrin der Gedichtentstehung“. Er weiß, die künstlerische Wirklichkeit speist sich aus der erfahrenen Wirklichkeit, doch was geschieht am Rand, wo „gelebte Wirklichkeit“ aufhört und „gedichtete Wirklichkeit“ beginnt? Kein Modell, keine Formel, kein Emblem darf und soll ihm beim Schreiben seines Gedichts helfen. Er kann auf seine Augen und Ohren vertrauen, doch selbst sie sind nicht ganz verlässlich. „Ich kann mich auf einen Augenblick berufen, in dem dies alles“ – was das Gedicht „Ich sah ich hörte“ verursachte – „ins Rollen kam, den kleinsten Ansatzpunkt der Lawine, die jahrelang neue Momente in sich aufgenommen hat und die dadurch (...) nicht nur eine Privat-Lawine ist, nicht zufällig, sondern anstößig, ungelegen und aufschlußreich...“

Der Dichter-Dozent teilte Erfahrungen mit, zweiflerische, ungewohnte:

Es gehört zu meiner Arbeit, mich genau dabei zu beobachten, darauf zu sehen, ob ich drauf und dran wäre, es aufzugeben, ohne Zugeständnisse den Ausdruck zu suchen, der der Lage Herr würde; der nicht früh ankommt bei Formulierungen und nicht dort endet, wo Reden enden, die täglich um unser Ohr sind.

Als Direktor des *Literarischen Colloquiums Berlin* rief Walter Höllerer in den sechziger Jahren eine Vortragsreihe ins Leben, deren aufregende Abende im Studio der *Akademie der Künste* bis heute unvergessen sind. Dabei Bühnenauftritte mit der Ankündigung: *Ein Gedicht und sein Autor*. Lyriker aus elf Ländern, aus West und Ost; Autoren, wie Höllerer sie vorstellte, die nicht nach ihrer nationalen und ideologischen Herkunft zu katalogisieren waren. Gleichgültig, woher sie kamen:

Sie hatten sich in ihren Herkunftsländern gegen Dogmen durchzusetzen.

Sie führten vor, jeder in seiner Art, wie sie sich in Gedichten und Argumenten behaupteten. Die Zuhörer und Zuschauer konnten – auf der hellen, nahen Bühne – ihren Habitus sehen, ihre Gestik, ihre Körpersprache. „Und so erscheint“, wandte sich Höllerer zum Publikum, „etwas Überraschenderes und Zutreffenderes vor Ihnen als wieder einmal Vergangenheitsorientierung oder Zukunftsprognosen.“ – „Sie beobachten die Grenzen der Genauigkeit. Sie sehen ein Beispiel.“ Gut, daß jene Abende festgehalten sind als Buch: Texte und Fotografien, die realistisch genauen Schnappschüsse von Renate von Mangoldt.

In den sechziger Jahren – zwölf Jahre nach dem Erstling *Der andere Gast* – legte Walter Höllerer in kurzen Abständen drei Gedichtbände vor: *Gedichte* (1964), *Außerhalb der Saison* (1967), *Systeme / Neue Gedichte* (1969). Noch war der Anfang zu erkennen, die Vita: Kindheit, Jugend, Krieg; doch mehr und mehr die Gegenwart. Was „Ich sah ich hörte“. Was den Verfasser umgab in jener aufgeregten Zeit und Umwelt. Was ihn engagierte und provozierte. Aber nicht der Einzelfall ergibt das Gedicht, sondern „Schnittpunkte“, eine „Kette von Erfahrungen“. Die „Lage“ drängt zum Ausdruck; zugleich die Wort-Ding-Rhythmus-Erfahrung, „geschützt und ungeschützt, bewegt und unbewegt“. Die Odenverse schwingen in noch freiertaktierte, ungleiche Zeilen aus. Nicht nur lange, auch kurze Gedichte erscheinen: vier Zeilen, sechs Zeilen. Selbst die eigenen „Thesen“ sind keine Verbotstafeln. Die Titel sagen, welche Wort-Ding-Rhythmus-Erfahrungen die Anstöße gaben: „Wasseruhren“, „Vogelwolken“,

„Schiller Gedächtnis“, „Heckenburgen“, „Landschaft mit Satellit“, „Abendschau“, „Kurkonzert“, „in einem Geviert“, „zwischen Verabredungen“. Obertitel, über Gedichtgruppen-„Systeme“, „Flecken“, „Reime“, „Sätze“ –, kennzeichnen die Sicht der Realität, aber auch die beabsichtigte Form und Sprache. Sie bewegt sich gegen Regeln und Richtungen. „Ich kann mich nicht“, spricht der Theoretiker dazwischen, „identifizieren mit dem Versuch, die Sprache auf eine ihrer Dimensionen festzulegen.“ Selbst im Gedichtzyklus „Außerhalb der Saison“ – heimatliche Hopfengärten vor Augen – finden sich weder Ordnung noch Stimmigkeit, sondern winterliche, schwarzweiße, kalte, sperrige Bilder und Gegenstände: Skelette, Drähte, Latten, Rippen. Mittendrin, wie in vielen anderen Gedichten, die umkreiste „Schlüsselstelle“, die uns Lesern den Anstoß ahnen läßt:

(...)

*Galgen find ich
Bier find ich, Antenne, und finde
Unglücksfall, Stacheldraht, finde
Unterschlupf, finde den Mord und den Übergang,*

(...)

*Und ich finde, gedruckt, Zeichen und Hinweis und
Finde Buchstaben und die Kontur,
Abschußrampen (ihr seht Hopfengarten im Winter)*

(...)

„Das Ungelegenheitsgedicht“, sagte Höllerer schon 1961 in der erwähnten Podiumsdiskussion. Die Kennzeichnung bleibt gültig bis herauf zu den letzten Gedichten der achtziger Jahre. Wie ist es zu verstehen, das Ungelegenheitsgedicht?

Es fällt aus dem Rahmen. Weil es den Anspruch auf Wahrheit erhebt, zerstört es mir Bindungen und Harmonien, die, wenn sie bestehen blieben, mir gelegen wären. Das Gedicht schafft mir Ungelegenheiten, weil es immer wieder meine Theorien durchbricht... Das Gedicht setzt gerade dadurch zum Widerstand gegen die allgemeine Gedankenlosigkeit an, daß es sich dickköpfig in eine andere Richtung bewegt, als man es scheuchen will.

„Das Ungelegenheitsgedicht“ ist Walter Höllerers Beispiel, sein „Modell“, sein fortdauerndes Experiment, „anstößig“, „aufschlußreich“. Das „Ungelegenheitsgedicht“ ist sein Beitrag zur deutschsprachigen Lyrik der vergangenen vier Jahrzehnte. Der Sammelband *Gedichte*, 1982 erschienen, erbringt den Beweis, aber auch alle anderen Gedichte, die danach entstanden sind.

„Ich bin befangen“, sagen wir, wenn wir vor anderen für einen Freund sprechen. Doch wir können das Lob, das er verdient, von anderen entleihen. Von Karl Krolow zum Beispiel, dem sorgfältigen und sensiblen Beobachter unserer Lyrikszene. In seinem Artikel in *Kindlers Literaturgeschichte der Gegenwart* (1973) rühmte Krolow Walter Höllerers „Spielerart“:

Das Spielerische, das ihn nicht zur Ruhe kommen, ihn erfinderisch und listig bleiben läßt.

Und das konkrete Lob des Kritikers Günter Blöcker. Er bewunderte Höllerers Sprachbeherrschung, die „in ihrer intellektuellen Brillanz, in ihrer schier unbegrenzten Flexibilität, zumal in Deutschland, ohne Vergleich ist“.

Ich habe nicht über den Germanisten, den Literaturwissenschaftler, den Professor, Lehrer Walter Höllerer gesprochen; nicht über den Verleger und Initiator der LCB-Reihe und Herausgeber der *Sprache im technischen Zeitalter*. Nicht über den Begründer des *Literarischen Colloquiums*, des Gäste- und Literaturhauses in Berlin-Wannsee und des Literaturarchivs in seiner Heimatstadt Sulzbach-Rosenberg. Ich habe nicht den Essayisten Höllerer, nicht den Autor des Romans *Die Elephantenuhr* und des Theaterstücks *Alle Vögel alle* gerühmt.

Die Juroren haben Walter Höllerer den *Horst-Bienek-Preis für Lyrik* zugesprochen! Vor allen anderen Meriten wird er heute als Lyriker anerkannt und geehrt. Ich gratuliere Dir, lieber Walter, als Laudator und Freund.

Hans Bender, Sinn und Form, Heft 2, März/April 1994